



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Herzog Adolph von Nassau.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Herzog Adolph von Nassau.

Ist der Vergleich gestattet, so hat am 4. November 1866 das Haus Nassau walramischer Linie seine „Adieux de Fontainebleau“ gefeiert. Herzog Adolph hat sich von dem Reste seiner Armee verabschiedet. Und seine Armee, obgleich nur sechstausend Mann, lag ihm mehr am Herzen als das ganze übrige Reich seiner fürstlichen Machtvollkommenheit. In dem Staatshandbuch des Herzogthums Nassau, welches jedes Jahr herausgegeben wurde, handelt das erste Capitel von dem Hofstaate, das zweite von dem Militäretat; und letzteres Capitel begann mit den Worten: „Das Obercommando führen Seine Hoheit der Herzog Allerhöchselfbst.“ Auch von dem Truppencommando hieß es: „Wird, so lange ein Generalcommandant der herzoglichen Truppen nicht ernannt ist, von Seiner Hoheit dem Herzog Allerhöchselfbst geführt und geht sonach im Obercommando der Truppen auf. Obgleich hiernach der Herzog Adolph einen großen Theil der Last des Commandos auf sich genommen hatte, so existirten doch außer ihm ausweislich der officiellen Angaben des gedachten „Staatshandbuchs“ nicht weniger als neun Generale, nämlich 1) der Generalleutenant Prinz August von Sayn-Wittgenstein-Verleburg, der nebenbei auch dirigirender Staatsminister war; 2) der Generalleutenant und Geheime Rath v. Hadeln, der mit dem Prädicat Excellenz begabt war und die Erziehung des Herzogs geleitet hatte; 3) der Generalmajor Hieronymus v. Ziemiecki, der vor zwölf Jahren als fremder — österreichischer oder sächsischer — Oberleutenant a. D. in das Land gekommen und schnell bis an die Spitze des Militärcabinetts avancirt war; 4) der Generalmajor Prinz Nikolaus von Nassau, Halbbruder des Herzogs, Präsident des Herrenhauses; 5) der Generalmajor Freiherr Anton v. Breidbach, früher Oberstallmeister des Herzogs, bekannt als geschickter Bienenzüchter; 6) Generalmajor Weiz; 7) Generalleutenant Hergenbahn; 8) Generalmajor Franz v. Holbach, Chef des Kriegsministeriums und persönlich bei dem Herzog sehr gern gesehen, weil er demselben die trüben Stunden der Herabstimmung, welche mit denen der Aufregung und Erhebung abzuwechseln pflegten,

durch Anekdoten und Burlesken zu verschleichen verstand und endlich 9) Generalmajor Roth, der direct aus Spanien, wo er an der Spitze der Verpflegungscolonne einer Karlistenbande stand, hierher bezogen worden war, um in kürzester Frist vom Hauptmann zum Generalbrigadier aufzurücken, aber 1866 die Feldherrnkünfte schuldig zu bleiben, die man sich von dem „ingenioso hidalgo“ versprochen hatte.

Rechnet man nun den Herzog Adolph als zehnten hinzu, so kam auf je fünfhundert Mann Soldaten ein General. Gab die Kargheit der Landstände oder die Schranke, welche das (freilich auch oft genug verletzte) Finanzgesetz zog, keinen Raum für generalsmäßige Dotirung, so legte Herzog Adolph mit freigebiger Hand aus seiner Civilliste zu, was fehlte. Dasselbe Verfahren wurde eingehalten bei den oberen dem Herzog persönlich nahe stehenden Civildienern. Wo man damit nicht ausreichte, da griff man zur Stellencumulation. Der Chef der gesammten Forstverwaltung des Staats und der Gemeinden war auch Oberjägermeister des Herzogs. In ersterer Eigenschaft hatte er die Aufgabe, das von dem Staate, den Gemeinden und den Waldeigenthümern besoldete Forstpersonal zur gehörigen Führung der Verwaltung der Forsten anzuhalten und letzteren zu schützen vor den Nachtheilen, welche aus der übermäßigen Hegung des Wildstandes erwachsen. In seiner Eigenschaft als Hofoberjägermeister dagegen hatte er die Aufgabe, in dem fürstlichen Leibgehege, das sich beinahe über das ganze Land erstreckte, Wild aller Art auf Kosten der Wald- und Landwirthschaft zu hegen und zu pflegen, damit der nobeln Jagdpassion der Hofdiener Genüge geleistet werde, und bei den Jagden das Forstpersonal und die Waldschützen als „herzogliche Jägerei“ zu verwenden, obgleich dieselben dadurch ihrem eigentlichen Beruf, für welchen sie die Steuerpflichtigen und die Waldeigenthümer bezahlten, entfremdet wurden. Es gehört keine Prophetengabe dazu, zu errathen, wer unterliegen mußte, wenn der Forstverwaltungschef und der Oberjägermeister, welche als zwei Seelen in dieser einen Brust wohnten, mit einander in Collision geriethen. Wenn aber die Bauern wegen Devastirung ihrer Aecker und Wiesen und die Gemeinden wegen schlechter Bewirthschaftung ihrer Waldungen und wegen Vernachlässigung des Waldschuzes durch die nur der Jagd nachgehenden Forstbediensteten lebhaftest Beschwerden erhoben, welche auf dem Landtag ihr Echo fanden, dann versicherten die Hofdiener, das sei eine künstliche Agitation, hervorgerufen durch die Fortschrittsadvocaten; und das Hofblatt, welches redigirt wurde von einem durch den ausgedehntesten Gebrauch des fürstlichen Begnadigungsrechts gegenüber allen ihm wegen Ehrenfränkungen und Verleumdungen zuerkannten und noch in Aussicht stehenden gerichtlichen Bestrafungen hieb- und stichfest gemachten Literaten von eiserner Stirne, versicherte, nichts Besseres gebe es für die Landwirthschaft als einen gehörigen Wildstand, denn die Saaten sproßten viel üppiger, wenn sie das

Wild zuvor einmal bis auf den Stumpf abgefressen habe. Herzog Adolph glaubte seinem Leibliteraten, den ihm der k. k. Ministerialrath May v. Sager von Wien geschickt hatte, mehr als seinem Land und seinen Landständen — und dank der Fürsorge des Oberjägermeisters konnte man auf einer Treibjagd 700 Stück Wild erlegen in Gegenden, welche 7,000 Menschen per Quadratmeile durch Landwirtschaft ernähren mußten.

Gleiche Nachtheile wie die Aemtercumulation, namentlich die Vereinigung von widerstrebenden Hof- und Staatsämtern in einer Person, hatte die Cumulation von Staats- und von Civillistegehalten. Die verhältnißmäßig sehr hohe Civilliste — sie betrug per Kopf der Bevölkerung mehr als einen Gulden —, welche, obgleich der Herzog Adolph für seine Person, außer einer feinen Cigarre, fast kein Luxusbedürfniß hatte, stets in Finanznöthen war in Folge der ungemessenen Ansprüche der „Getreuen“\*), fühlte das Bedürfniß, auf die Staatskasse abzuwälzen; und so kam es, daß die Regierung immer höhere Gehalte und immer neue Stellen und Sinecuren bei dem Landtag verlangte, damit sie Leute, die der Civilliste zur Last fielen, mit ihrem Gehalt von deren Etat ganz oder theilweise auf denjenigen der Landessteuerkasse transferiren und statt Leute für Stellen, Stellen für Leute acquiriren könne. Die Landstände aber sungen endlich an, das Manöver zu durchschauen und setzten solchen Anforderungen den hartnäckigsten Widerstand entgegen; das machte natürlich sehr böses Blut und jede derartige Weigerung wurde von den Stellen- und Besoldungsjägern, welchen dadurch die schon im Sichern geglaubte Beute entging, dem Herzog Adolph als eine übermüthige Renitenz rebellirender Landstände dargestellt und von ihm als eine persönliche Beleidigung aufgenommen. Daß in Folge dessen Dinge und Personen auf dem engen Raume eines Ländchens von achtzig Quadratmeilen hart widereinanderstießen, ist begreiflich. Nirgends sind so zahlreiche und so kleinliche Mißhandlungen aller derer vorgekommen, welche nicht mit der regierenden Hofdienerschaft in ein Horn bliesen und nicht als Treiber dienen wollten, um derselben fette Hasen in die Küche zu jagen.

Und doch hatte der Herzog Adolph von Haus aus ein gutes Herz und einen ritterlichen Charakter. Allein die regierende Hofdienerschaft wußte seines Herzens Güte, um sie für sich und nur für sich auszubeuten, dem Lande zu entfremden und dem Herzog einzureden, es sei „ritterlich“, wenn man sich mit den unabänderlichen göttlichen Gesetzen des Fortschrittes der menschlichen Cultur in einen hartnäckigen und erbitterten Widerspruch setze und es stets bis zum Biegen oder Brechen treibe.

\*) Allein der von Herrn v. Breidbach verwaltete Stall, der nie schöne Pferde aufzuweisen hatte und oft die Unterstützung der Post ansprechen mußte, kostete jährlich 120,000 Gulden, und das von Herrn v. Bose verwaltete Theater, obgleich klein und mittelmäßig, bezog an 100,000 Gulden directe und indirecte Subvention.

Wenn einzelne jener verhängnißvollen Männer und Frauen, denen Cha-toulle, Küche und Keller ihres guten Herrn stets offen standen, ihm in hoffentlich nicht erheuchelter und nicht auf die Domanialeinkünfte abzielender Wehmuth nachweinen, so haben sie alle Ursache dazu. Der gutmüthige Herzog war nur für sie, und für sie nur allzusehr gutmüthig. Er hat nur für sie gelebt und gelitten. Er hat ihnen viel, er hat ihnen alles geopfert, — seines Landes Liebe und seine und der Seinigen fürsliche Existenz. Und wie wurde ihm gedankt? Täglich träufelte man ihm Gift in die Ohren, um ihn in einer fortwährenden nervösen Aufregung zu erhalten, welche auf die Dauer die körperliche und geistige Gesundheit untergraben mußte, aber den Zwecken seiner Umgebung förderlich war.

Wenn die Landwirthe, die Bergbautreibenden, die Weinproduzenten, welche ihren Absatz nach Preußen haben, für Aufrechterhaltung des Zollvereins durch Anschluß an die von Preußen vorbereiteten Handelsverträge waren, weil dies die wirthschaftlichen Interessen des Landes unabweißbar forderten, dann wurde dem Herzog versichert, die materiellen Interessen seien nur Vorwand, man wolle ihn unter der Form von Handelsverträgen mediatisiren. Die ganze wirthschaftliche und freihändlerische Bewegung sei nichts als Hochverrath, sie sei das Werk eines einzelnen Mannes, dieser habe die productiven Classen, „die ja nicht studirt hätten“ und deshalb ihre eigenen Interessen selbst nicht verstanden, „bethört“ und schleppe sie mit sich als „Wahlvieh“. So schrieb die Hofzeitung.

An den Landtagswahlen nahm der Herzog Adolph insolge der unaus-gesetzten Aufstachelungen seiner Umgebung, welche ihm fortwährend das Schaffot und ähnliche revolutionäre Blut-, Zerr- und Schreckbilder vorspiegelte, die mit dem gutmüthigen und beinahe etwas zu lebelustig-leichtfertigen Charakter der Bevölkerung dieses Ländchens in einem wahrhaft lächerlichen Contrast standen, den erregtesten persönlichen Antheil. Er reiste zu Wahlzwecken auf dem Westerwald herum, tafelte dort mit einigen Localbeamten, die laikaenhast ihre rechts-widrigen Einflüsse und Dienste für die Wahlen anboten, in einer Dorfkneipe, und stieß mit ihnen auf den gemeinsamen Sieg an, der sich leider in eine Niederlage verwandelte, die in Königsgräß ihres Gleichen sucht. Der Herzog war, als die Wahlen stattfanden, in dem Landstädtchen Montabaur auf der Auerhahnjagd. Es wurde ein Liberaler gewählt. Kaum hatte Se. Hoheit dies erfahren, als er befahl anzuspannen und mit höchstfeinem ganzen Gefolge in großer Eile nach Limburg an der Lahn fuhr; denn in dieser strengkatholischen Stadt, dem Sitze des Bischofs, konnte doch unmöglich liberal gewählt worden sein; es lag daher in der höchsten Intention, dort wenigstens zu Mittag zu speisen. Allein, kaum dort angekommen, erfuhr man, daß auch hier die Klerikalen unterlegen seien; und so ging es denn, ohne Mittagessen und ohne

Aufenthalt, ohne Rast und Ruh, nach der Residenz Bibrich, wo indessen die Wahl leider nicht minder liberal ausgefallen war.

Wenn Herzog Adolph sich zum rückhaltlosen Anschluß an die einheitlich-nationale Gestaltung der Dinge in Deutschland jemals entschließen und einen unbefangenen Rückblick auf die traurige Vergangenheit gewinnen könnte, in welcher er, von bösen Hekern aufgestachelt, als *εαυτὸν τιμαγούμενος* sein Land und noch mehr sich selbst plagte, er würde sich als deutscher Lord erster Classe, als hochgeehrtes Mitglied eines deutschen Oberhauses ohne Zweifel freuen, jenem wahrhaft unerträglichem Zustande entronnen zu sein und mit dem Psalmisten intoniren: „Sei gepriesen, der du mich erlöset hast aus den Schlingen der Jäger.“

Gute Psychologen waren allerdings die Leiter der letzten nassauischen Politik. Die von Haus aus arglose Seele des Herzogs lag vor ihnen ausgebreitet wie eine Generalstabskarte. Sie wußten die Pässe zu schließen und die Höhen zu überwachen. Der verstorbene Herzog Wilhelm war ein geistreicher Mann, allein zwei Ursachen hatten ihn in eine sehr unglückliche Richtung gedrängt. Einmal der verhängnißvolle Domänenstreit, in welchem er mit seinem Lande lag, und der, wie der Hydra statt des abgeschlagenen stets wieder ein neuer Kopf wächst, wenn man ihn zum fünften und sechsten Male für immer todgeschlagen glaubte, sich zum sieben und achten Male wieder erneuerte, — der selbst jetzt, nachdem die Dynastie aufgehört hat zu regieren, seine finsternen alten Schatten in die helle neue Zeit hinüberwirft. Und dann die Erinnerung an den General York, der 1813 bei der Besetzung Wiesbadens die nassauischen Wachen entfernte und dem Offizier, der sich auf einen Befehl des Herzogs berief, griesgrämig antwortete: „Herzog? — Rheinbundsfürst! — giebt's nicht mehr!“ Diese Furcht und jener Groll ließen den Herzog Wilhelm in dem Fürsten Metternich und seinem Pseudoconservatismus den Ausbund aller Weisheit und die alleinige Garantie der Zukunft erblicken. Er ließ daher seinen Sohn Adolph in Wien nach damaliger von den Patres ex S. J. approbirter wiener Unterrichtsmethode erziehen. Die mächtigen Eindrücke, welche die geräuschvolle Kaiserstadt und ihr glänzender Hof auf seine weiche Seele und seinen receptiven Geist machten, waren maßgebend für sein ganzes Leben, auch in den Dingen, worin er selbst einer ganz andern Richtung anzugehören glaubte. So z. B. versicherte er stets, er sei ein glaubensstarker und eifriger Protestant; und es liegt nicht der geringste Grund vor, an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu zweifeln. Gleichwohl hat kein protestantischer Fürst in einem deutschen Lande die protestantische Kirche mehr beschädigt als er, indem er sie in dem Zustande der Abhängigkeit, Rechtslosigkeit und Unfreiheit erhielt während er dem katholischen Klerus weitgehende Privilegien einräumte, u. a. das Recht der Beaufsichtigung der Staats- und Communal Schulen, die Befugniß, Klöster und sonstige geistliche

Corporationen zu gründen sowie Erbschaften und Grundeigenthum für die todte Hand zu erwerben, Schulen und Besserungsanstalten ohne Staatsaufsicht zu stiften und zu leiten u. s. w. Das Verlangen der Protestanten nach einer repräsentativen Verfassung wies der Landesherr, welcher die an ihn entsandte Deputation — die dampfende Cigarre im Mund und von einigen Jagdhunden umgeben — empfing, unter schärfster Betonung seiner Rechte als *summus episcopus* ab.

Niemals hat ein Fürst so sehr die Ueberzeugung gehabt, daß er selbst, daß er allein, und daß er alles regiere; und schwerlich ist einer in einem höheren Grade und in einem weiteren Umfange von seiner nächsten Umgebung abhängig gewesen. Herzog Adolph kümmerte sich um alle Personalialia bis auf die Anstellung jedes Polizeidieners und Weichenstellers an der Staatsbahn. Selbst auf den unwirthlichen Höfen des Westerwaldes durfte ein Wegknecht, welcher im Winter die Landstraßen durch Schneeschöpfen passirbar zu halten hatte, nicht ohne allerhöchste Sanction des Landesherrn angestellt werden. Insofern konnte der Herzog allerdings sagen: „L'état c'est moi!“

Um das, was die Landstände sprachen, kümmerte er sich wenig, und von allen den Wünschen und Anträgen, welche sie stellten, geschah während der letzten Jahre nichts, zuweilen auch das Gegentheil. Pflichteifrige Chefs und Mitglieder der Centralstellen waren der Gegenstand des Gespöttes der Hofbediensteten. Um mit jenen pflichttreuen Staatsbeamten, jenen sogenannten „Pedanten des Rechts und der Ordnung“ oder „schweinsledernen Corpus Juris“ möglichst wenig in Verührung zu kommen, hatte man gleich einem Puffer, dem Sicherheitspolster, welches den Zusammenstoß der Eisenbahnwaggon's mildert — einen alten Cavalier zwischen den Hof und den Staatsdienst geschoben. Der mehr als siebenzigjährige hessen-darmstädtische Cavaleriegeneral Prinz August von Wittgenstein war zum alleinigen dirigirenden Staatsminister gemacht und dadurch die bisherigen Departementsvorstände zu einfachen Schreibstübchensheruntergedrückt. Der genannte Cavaleriegeneral dirigirte nicht nur die Militaria, sondern auch die Justiz, die geistlichen, landwirthschaftlichen und Medicinalangelegenheiten, das Innere, den Handel, die Industrie, die Finanzen — kurz alles. Es darf indeß nicht unbemerkt bleiben, daß dieser Chef der Gesamtverwaltung Nassaus auch längere Zeit in einer diplomatischen Mission an dem russischen Hofe verweilte und auch unter dem Erzherzog-Reichsverweser in Gemeinschaft mit dem preußischen Appellationsgerichtsrath Grävell und dem türkischen Pascha Jochmus Reichsminister gewesen ist. Seine Laufbahn schloß er als nassauischer Gesandter an dem Rumpfbundestag zu Augsburg in den „drei Mohren“, also daß er der letzte Minister des Reichs, der letzte Minister des Herzogthums und der letzte Gesandte des Bundes in einer Person war.

Uebrigens stand der Prinz auf einer etwas höheren Stufe als die Durch-

Schnittsaristokratie im Kleinfürstendienste. Er war ein alter Cavalier aus der Zeit von 1789, im guten wie im bösen Sinne des Wortes. Was ihm an Geschäftskennntniß fehlte, das wußte er durch kluges Ausweichen, angenehme Gesellschaftsformen, geistreiche Worte, oder auch durch Fribolität zu ersetzen. Man erzählt von ihm einen „Reichswitz“ und einen „Herzogthumswitz“, welche beide, wenn sie nicht buchstäblich wahr wären (was sie sind), den Anspruch hätten, für gute Erfindungen zu gelten, so charakteristisch sind sie für ihren Mann.

Hier der Reichswitz: In den letzten Tagen des frankfurter Parlaments wurde Prinz Wittgenstein, damals Reichsminister, von der Opposition mit Interpellationen bombardirt. Er bestieg die Rednerbühne, um sie zu beantworten. Er sprach etwas leise. „Laut!“ — „laut!“ — „lauter!“, schrie es auf der Linken. Der Prinz wußte sich zu fassen: „Dieser Raum, die Paulskirche,“ sagte er, „hat eine eigenthümliche Akustik; rücken Sie, meine Herren auf der Linken, nur herüber nach dieser Seite“ — und dabei deutete er mit seinen langen Armen und seinen kolossalen Händen nach der Rechten — „dann werden Sie mich gleich besser verstehen!“

Mit dem „Herzogthumswitz“ verhält es sich so: Ein ausländischer (ich glaube französischer) Diplomat war bei dem Prinzminister zu Tisch. Er machte ihm einige Schmeicheleien darüber, daß der Prinz sich aus seiner militärisch-diplomatischen Laufbahn so leicht in die administrative Carrière hinübergewandt, sich in die ihm völlig fremden Verhältnisse dieses kleinen Landes so schnell einstudirt habe und es so musterhaft regiere. „Oh, das ist nicht schwer,“ antwortete der Prinz mit einem vollendeten Satyrgeßicht, „es sind nur zwei Maximen, mit welchen ich vollständig auslauge!“ Darf ich sie erfahren? fragte der Diplomat. „Warum nicht,“ erwiderte der Prinz, „die erste Maxime ist: Als ich in dieses Herzogthum kam, war die Todesstrafe abgeschafft, und ich werde sie nicht wieder einführen. Die zweite Maxime ist: Als ich in dieses Herzogthum kam, waren die Spielbanken (in den Bädern) bereits eingeführt, und ich werde sie nicht wieder abschaffen — voilà tout!“ So übersetzte er Drensjernas „Tantilla sapientia regitur mundus.“

Zur Ehre des Prinzen muß noch erwähnt werden, daß er sich um die innere Verwaltung während der letzten vier Jahre gar nicht mehr kümmerte, so daß die unerhörten Praktiken, welche damals Herr Werren verübte, ihm nicht zur Last fallen. Nur der Vorwurf trifft ihn, daß er alles das geschehn ließ, ohne den Herzog, welcher in „Höchstseinen Werren“ förmlich vernarrt war, über die Folgen aufzuklären. Indes mag ihm sein hohes Alter zu einiger Entschuldigung gereichen.

Weniger aus blinder Vorliebe für Oestreich, dessen Schwächen er genau kannte, und dessen Sieg er mindestens für zweifelhaft hielt, als vielmehr aus

entschiedener Idiosynkrasie gegen Preußen förderte er die österreichischen Neigungen des Herzogs, welche mit dessen Vorliebe für militärische und quasi-militärische Beschäftigungen Hand in Hand gingen und darin aipfelten, daß Hobeit Höchste selbst mit dem Schneidermaße der Köpfe seines Offiziercorps versehen nach Wien reiste und dort österreichische Käppis für dasselbe machen ließ. Man nannte diesen Tag den der militärischen „Kappenfahrt“. Die Kappenfahrt pflegt nämlich in Mainz, Köln u. s. w. einen integrirenden Bestandtheil der Carnevalsbelustigungen zu bilden.

Herzog Adolph hatte Oestreich zu Liebe 1850 seinen Austritt aus der erfurter Union bewerkstelligt und 1851 an die Stelle seines preußenfreundlichen Ministers Wingerode sein preußenfeindliches Factotum gesetzt. Während des orientalischen Krieges hatte er Oestreich zu Liebe mobil gemacht und kurz darauf hatte ihm der Kaiser von Oestreich seinen Prinzen aus der Taufe gehoben, der die in protestantischen Dynastien nicht grade üblichen Vornamen Franz Joseph führt. Im Jahre 1859 war der Herzog Adolph Oestreich zu Liebe einer der Kriegslustigsten gegen das mächtige Frankreich, das so nahe an seiner Grenze liegt. Seine Regierung zuerst von allen deutschen Staaten verbot damals die Ausfuhr von Pferden. Dies erregte viel Heiterkeit in Paris. „Le duc de Nassau a defendu l'export de son cheval!“ spöttelte der Charivari.

Ob damals ohne den Friedensschluß von Villafranca das nichtpreußische Deutschland Oestreich wirklich vasallitische Heeresfolge geleistet haben würde, ist ungewiß; gewiß aber ist, daß Herzog Adolph dies auf das sehnlichste wünschte und sich davon die merkwürdigsten Erfolge versprach. Man phantasirte von siegreichem Einrücken der Bundesstruppen in Paris, Erwerbung großer Privatreichthümer durch die Frankreich aufzuerlegenden Kriegscontributionen, Enthronung der napoleonischen Dynastie, Ersetzung derselben durch die alten Bourbons, legitimistische Restauration der staatsrechtlichen Zustände Europas nach der Schablone Stahl oder Haller, Rückbildung der Bundesverfassung im Sinne des Mittelalters, Abschaffung aller Repräsentativverfassungen in Deutschland und Wiederherstellung aller Feudallasten; vor allem aber von einem generellen Hofjagdservitut über das ganze Land, welches dem Herzog sehr am Herzen lag und ihm noch mehr daran gelegt wurde durch seine Jagdfreunde und seine Jagdbedienteten, welche letztere den klingenden Vortheil davon hatten, während für den Herrn das bischen noble Passion mit enormen Ausgaben verbunden war, namentlich durch die von seinem Oberstallmeister v. Breidbach so warm befürworteten Parforcejagden von Lippspringe.

Im Jahre 1859 war es zwar nicht zum Kriege gekommen, wohl aber zur Kriegsbereitschaft. Auf Antrag des Abgeordneten Domherrn Rau hatte die Ständeversammlung das ordentliche Militärbudget ohne Discussion en bloc votirt. Außerdem hatte sie außerordentliche Mittel im reichsten Maße verwilligt.

Feldmäßige Solderhöhungen und Zulagen, entrées joieuses en campagne, und wie alle jene Ergötzlichkeiten des Krieges heißen, waren für die Truppen eingetreten. Eine Menge Ernennungen und Avancements fanden statt. Die Offiziere hatten große Summen Geldes erhalten, um sich Pferde anzuschaffen. Es war ein lustiges militärisches Treiben, wie in Wallensteins Lager. Man lag wie in Böhmen, pflegte den Bauch und ließ sich nichts grämen, man schmeckte alle Annehmlichkeiten des Krieges, ohne dessen Bitternisse. „Opes et honores,“ Geld und Ehren, — was wollte man mehr?

Auch 1848 und 1849 hatten die nassauischen Truppen, theilweise unter persönlicher Anführung ihres Herzogs, militärische Promenaden in Schleswig-Holstein gemacht. Die Infanterie war nirgends ins Feuer gekommen. Eine Batterie hatte einige glückliche Schüsse auf „Christian den Ottenden“ abgefeuert. Man war auf diesen Erfolg so stolz, daß der klerikale Abgeordnete Dr. Großmann damals in der Ständeversammlung mit Emphase und Salbung von „unserer berühmten und sieggewohnten Artillerie“ sprach.

Als das Wort „Krieg“ im Frühjahr 1866 zum ersten Mal ernsthaft ausgesprochen wurde, weckte es zunächst die Erinnerung an den sehr leichten Kaufserrungenen Lorbeer von 1849 und an das unblutige Säbelgerassel von 1859. Diese Erinnerungen waren nicht unangenehm. Man wußte einfach nicht, was Krieg war. Daß man dabei auch ungünstige Chancen laufen könne, daran dachte man überhaupt gar nicht. „Denn,“ sagte selbst nach Königgrätz das einsichtsvollste Mitglied der herzoglichen Familie, „eher hätten wir an des Himmels Einsturz als an eine Niederlage Oestreichs geglaubt.“ Der ganze Hof war für Oestreich, die Herzogin an der Spitze. Letztere ist eine geborene Prinzessin von Dessau, ihre Mutter geborene Prinzessin von Hessen-Rumpenheim. Sie ist auf dem Schloßchen Rumpenheim am Main erzogen. In ihrer politischen Weltanschauung stimmt sie mit dem Chef ihres mütterlichen Hauses, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, überein. Bekanntlich ist der Kurfürst von Hessen durch einen ausgedehnten Gütercomplex in Böhmen an Oestreich gefesselt. Dasselbe ist bei dem Herzog Adolph der Fall. Er besitzt das Gut Liblin in Böhmen und ist der Hauptinteressent des deutsch-ungarischen Bergwerksvereins, der von dem Engländer Moriarty dirigirt wird, aber bis jetzt nichts als Zubußen gefördert hat. Die Herzogin Adelheid von Nassau also und ihre Freundin und Oberhofmeisterin, die funfzigjährige Comtesse Bella Felicitas v. Ingelheim, ledige Schwester des östreichischen Gesandten v. Ingelheim, welcher dem König Georg von Hannover zur Schlacht bei Langensalza rieth, übten großen Einfluß auf den Herzog Adolph und verwertheten ihn zu Gunsten Oestreichs.

Schon Mitte März erklärte der Herzog sich auf eine Anfrage Oestreichs bereit, wenn es zu einem Kriege komme, an seiner Seite zu stehen. Ein Zweifel über die einzunehmende Stellung hat niemals obgewaltet. Die Hof-

dienerschaft machte gar kein Hehl daraus, daß im Falle des als ausgemachte Sache betrachteten Sieges Nassau sich auf dem rechten Rheinufer abwärts bis nach Deuß ausdehnen werde, während das linke Rheinufer mit Einschluß von Köln dem Großherzog von Hessen-Darmstadt bestimmt sei. Die Soldaten — von Natur gutes Material, aber mangelhaft in Schule und Zucht — hatte man in einen eigenthümlichen Fanatismus zu versetzen gewußt. Ihr Hauptzorn war nicht gegen die Preußen, sondern gegen den „Fortschritt“ gerichtet, zu dem unglücklicherweise ziemlich die ganze intelligente und besitzende Classe zählt. Zu dieser gehörten nun grade die weiland nassauischen Soldaten nicht. Denn das System der Stellvertretung herrschte im ausgedehntesten Maße. Für ein paar hundert Gulden konnte man sich freilaufen, und jedermann, der so viel aufzubringen wußte, machte Gebrauch davon. Dazu kam, daß eine Regierungsordonnanz den Soldaten während ihrer ganzen sechs- bis siebenjährigen Dienstzeit das Recht der Heirath und der bürgerlichen, bäuerlichen oder gewerblichen Niederlassung absprach, wodurch dieselben zu einer Art von Paria erniedrigt wurden, die sich gegenüber ihren besser situirten Mitbürgern leicht in einen gewissen Grad von Haß und Wuth hineinziehen ließ. Die Offiziere haben, mit rühmlichen Ausnahmen, die Anschauung der Soldaten nicht nur getheilt, sondern noch gepflegt. *Exempla sunt odiosa.*

Die aus den Staats- und aus den Gemeindefassen bezahlten Waldwirthschafts- und Waldschutzbeamten behandelte der Herzog Adolph wie seine Bedienten. Er nannte sie „Höchstmeine Jägerei“. Seine Offiziere dagegen behandelte er wie Mitglieder seiner Familie. Auf sie und seine Hofdiener concentrirte er die ganze Wärme seines Herzens, die er dem Lande und seinen Unterthanen leider schon lange entzogen hatte. Man sah so recht, wie der von Natur gut angelegte, aber übel berathene Charakter das Bedürfnis fühlte, zu lieben und geliebt zu werden. Da man aber ihn seinem Lande und sein Land ihm entfremdet hatte, so mußte er die Befriedigung seines Wohlwollens an einem dritten Orte suchen. Und das that er.

Ohne Unterlaß sann Herzog Adolph auf Verbesserungen in der Equipirung seiner Offiziere. Die Uniformen wechselten fortwährend. Der Helm verdrängte den Uzak, das nassauische Käppi verdrängte den preussischen Helm und das östreichische Käppi verdrängte das nassauische Käppi. Des Herzogs eigenste Schöpfung war seine Garde: ein Bataillon Jäger, Friedensstärke etwa dreihundert Mann, für welche er in seiner Sommerresidenz Vibrich, innerhalb des Schußbereichs der Festung Mainz, eine prachtvolle und kolossale Kaserne erbaute. Die Kosten dieser Jägerkaserne verschlangen ein Viertel sämmtlicher directer Steuern eines Jahres. Der Herzog erfand für die Jäger eine originelle Uniform, ebenso un Zweckmäßig im Kriege als kleidsam im Frieden. Seine Offiziere der Leibtruppe gefielen ihm so gut, daß ein jeglicher derselben von vorn und

von hinten abgezeichnet, durch Lithographie vervielfältigt und colorirt wurde; der Avers und Revers wurde auf Pappdeckel zusammengeklebt, ausgeschnitten und aufrecht auf ein Stehklößchen geleimt. Das auf diesem Wege nachgebildete Offiziercorps mit Porträtähnlichkeit, nebst ditto Soldaten, diente den herzoglichen Prinzen als Spielzeug. Auch der Papa hatte seine Freude daran.

Als der Feldzug von 1866 bereits entschieden und die Entsetzung der Dynastie Nassau ausgesprochen war, sammelte der Herzog die Photographien seiner sämtlichen Offiziere in dem Lager bei Günzburg an der Donau in Bayern und ließ sie in ein Album binden, das die Devise trägt: „Getreu bis in den Tod!“ Die Mehrzahl dieser Albumsoffiziere hat gegenwärtig die Ehre, in der Armee Seiner Majestät des Königs von Preußen zu dienen.

Sämtliche Offiziere, auch die bürgerlichen Offiziere der untersten Chargen, glänzten auf den Hofbällen. Wer am meisten in großdeutscher (d. h. preußenfeindlicher) und conservativer (d. h. klerikaler) Gesinnung machte, hatte sich der höchsten Gunst zu erfreuen, auch auf den Hofbällen. Die preußischen Offiziere der Garnisonen in Mainz und Frankfurt leisteten den Einladungen zu den Hofbällen nicht mehr Folge. Sie waren indignirt über die raffinirten Zurücksetzungen, welche ihnen im Vergleich zu den mit einander fraternisirenden österreichischen und nassauischen Offizieren zu Theil wurden.

Auf einem solchen Hofballe des Herzogs gerieth ein in höchster Gunst stehender Hauptmann Namens Vogler, ein Mann von vierzig Jahren, in Streit mit einem zwanzigjährigen Lieutenant, den er in Gegenwart von Damen brüskirte. Es kam zum Duell, ohne daß der Handel, wie dies Vorschrift, zuvor dem Ehrenrathe zum Zwecke der Beilegung unterbreitet worden war. Der Hauptmann — ein renommirter Pistolenschütze — erschoss das arme junge Blut. Der letztere war ein sehr braver und tüchtiger junger Mann; er gehörte einer der angesehensten Adelsfamilien des Landes an. Sein Großvater war dreißig Jahre lang allmächtiger Minister gewesen und hatte in der Zeit von 1806 bis 1816 das Herzogthum formen und zusammenflicken helfen. Das Kriegsgericht verurtheilte den Hauptmann Vogler zu drei Jahren Festung. Kaum hatte er einige Wochen auf derselben zugebracht, so wurde er von dem Herzog Adolph begnadigt und in seine Hauptmannswürde wieder eingesetzt. Vogler gehörte zu den Heißspornen der Reaction und hatte gegen eine Reihe preussischer Zeitungen Preßprocesse geführt. Letzterer Feldzug war zwar nicht sehr glücklich ausgefallen, allein er zeugte doch von gutem Willen, von Ergebenheit und Tapferkeit.

Derselbe Hauptmann gab Veranlassung zu einem anderen für die Winkelstaaterei und Krähwinkelerei höchst charakteristischen Conflict, der viel von sich reden machte. Bei Gelegenheit der Berathung des Militärbudgets hatte ein Abgeordneter eine Parallele zwischen Ausbildung und Leistungen der nassauischen

Truppen von ehemals und von jetzt gezogen und dabei die Worte gebraucht: „Ich stelle die Lorbeeren von Waterloo über die von Oberlahnstein.“ An der Schlacht bei Waterloo hatte bekanntlich das nassauische Contingent einen nicht unrühmlichen Antheil genommen. Mit den Lorbeeren von Oberlahnstein verhält es sich dagegen so: Am 23. Juli 1865 hatten sich einige Trümmer des preussischen Abgeordnetenfestes, das bekanntlich in Köln unterdrückt wurde, nach Oberlahnstein zurückgezogen, um dort unbehelligt einige Stunden in zwangloser Unterhaltung zubringen zu können. Dies wurde nach Wiesbaden gemeldet. Der Herzog befiehlt sofortiges militärisches Einschreiten gegen die preussischen Abgeordneten, besonders deshalb, weil er mit Recht vermuthete, es hätten sich einige liberale Mitglieder der nassauischen Ständeversammlung jenen angeschlossen. Der Herzog betrieb in höchst eigener Person mit großem Eifer die Vollstreckung des Befehls. Aus der Garnison von Wiesbaden wurden die Unteroffiziere und Soldaten, welche man für besonders „treu“ hielt, einzeln ausgesucht, im Ganzen etwa zweihundert Mann. An ihre Spitze stellte man den genannten Hauptmann Vogler und gab ihm als Civilcommissär einen Polizeiaffessor bei, welcher sich bei den Wahlen als brauchbares Werkzeug Werrens empfohlen hatte.

Diese Executionsmannschaft, welche durch einen Extrazug von Wiesbaden nach Lahnstein befördert wurde, kam indeß trotz alles persönlichen Drängens und Treibens des Herzogs zu spät. Die Locomotive mußte leider zuvor geheizt werden; und überdies konnte doch auch ein militärischer Extrazug nicht riskiren, die gewöhnlichen regelmäßigen bürgerlichen Züge in Grund zu bohren, ohne sich und sein Militär der äußersten Gefahr zu exponiren. Der Herzog war über diese Verzögerung wüthend. Aber es half nichts. Die Gesetze der Mechanik sind stärker als die Befehle eines Fürsten. Als die Expedition endlich gegen Abend nach Oberlahnstein kam, waren die Abgeordneten bereits fort. Der Hauptmann Vogler ließ die Truppen scharf laden und hielt ihnen eine napoleonische Ansprache. Die Soldaten waren auch wüthend. Man hatte ihnen gesagt, die Preußen seien in Lahnstein eingefallen, um dem Herzog sein Land wegzunehmen. Nun saßen in Lahnstein, einem sehr besuchten Vergnügungsorte, noch Fremde in den Wirthsgärten. Dem Commissär wollte es bedünken, als habe dieses Publikum „eine provokante Haltung“; er erklärte dasselbe für aufgelöst, und da das betreffende Local nicht sofort geräumt wurde, so sprach der Affessor zum Commandanten der Executionsarmee: „Ich hab' das Meinige gethan, thun Sie das Ihrige, Herr Hauptmann.“ Ein mainzer Bürger erhielt einen Bajonnetstich ins Gesicht; ein Kaufmann aus Langenberg und dessen in London etablirter Sohn wurden durch Kolbenstöße von den Gartenstühlen heruntergeworfen. Der letztere wurde außerdem durch einen Kolbenschlag auf den Kopf verwundet, so daß ihm das Blut über das Gesicht strömte. Auch diese waren wüthend, und schließlich mußten es sogar Flaschen und Gläser eben-

falls gewesen sein — wenn sie nicht etwa auch provokatorische Haltung gezeigt haben — sonst wären sie von den Soldaten nicht mit solcher Entschlossenheit zertrümmert worden. Vier Fremde wurden verhaftet und in ein schlechtes Gefängniß geworfen, aus dem man sie jedoch nach einigen Tagen wieder entlassen mußte, weil man nicht im Stande war, irgendeine Anklage gegen sie zu begründen. Die siegreiche Armada kehrte um Mitternacht nach Wiesbaden zurück und ihre Tambours trommelten bei dem Einmarsch so fürchterlich, daß die Kranken und Kurfremden erschreckt aus den Betten sprangen und fragten, was los sei? . . .

Ein Jahr später trommelte es wieder in Wiesbaden. Aber zwischen dem dumpfen Tone der Trommeln schallte mit scharfem, spigem, neckischem Klang eine lustige Melodie hindurch. Das waren die preußischen Pfeifen: Finis Nassoviael . . .

### Mecklenburgische Finanzen.

Die Finanzverhältnisse des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin. Von Moritz Wiggers. Berlin, Verlag von F. Duncker, 1866. (VIII. und 232 S. gr. 8.)

Wer sich an concreten Verhältnissen das Wesen des alten mecklenburgischen Feudalstaats zur Anschauung bringen will, dem können wir nur empfehlen, sich mit dem Inhalt des oben genannten Werkes bekannt zu machen, welches die finanziellen Einrichtungen und Zustände des Landes in Verbindung mit den bedingenden Momenten der feudalen Verfassung und des feudalen Wirthschaftsystems darstellt. Was hier vorgeführt wird, erscheint wie ein Bild aus längst vergangener Zeit und wie ein Hilfsmittel für historische Studien, und doch hat es sich vor der lebendigen Gegenwart noch nicht zurückgezogen und die Verfechter des Feudalismus sind weit entfernt, es unter die Todten zu werfen. Sie legen vielmehr Werth darauf, daß es den Anforderungen der modernen Welt nicht entspricht und betreiben nichts eifriger, als es gegen alle Anfechtungen in Schutz zu nehmen und es in unveränderter Gestalt für die Nachwelt aufzubewahren.

Es erklärt sich aus der großen Verschiedenheit des feudalen Staatswesens und des modernen Staats, wenn sogar in Mecklenburg selbst eine sehr weit verbreitete Unkenntniß der hier dargestellten Verhältnisse angetroffen wird und wenn man auf letztere glaubt Anschauungen zur Anwendung bringen zu können,